Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964
1935

143 (22.6.1935) Roman-Blatt. Beilage zum Durlacher Tageblatt

Visual Library

noch Wille. Das Letzte geben! Zeigen, was man konnte! Und daß man konnte. Trotz Riehlings fieberndem Leib.

Vor ihm tauchte jetzt etwas Gelbrotes auf: Das Ziel! Er sah nur noch schwarze Gestalten. Margot würde eine kleine Villa beziehen können, hier oder anderswo.

Dann ein Brausen, Schreien, Brüllen, daß er unwillkürlich den Kopf unter Wasser steckte, um es nicht mehr zu hören.

„James Pick! — James Pick!"

Er hatte es geschafft!

Benommen stieg er, von ungezählten Händen bewillkommt, die steinerne Treppe zum Ufer herauf, schloß die Augen und öffnete sie wieder, suchte und schloß sie vorübergehend ein zweites Mal. Sie war nicht gekommen, hatte seinen Sieg nicht mit angesehen . . .

Hinter ihm stieg Riehling aus dem Wasser. Für Sekundenlänge kreuzten sich ihre Blicke. James Pick sah nur Haß, und legte seine Rechte flüchtig in die dargebotene des Rivalen.

Dann rissen ihn ein Dutzend begeisterte Anhänger hoch, nahmen ihn auf die Schultern und trugen ihn den Kabinen zu. Er konnte es kaum erwarten, trockengerieben und angekleidet zu sein. Vielleicht stand sie am Ausgang.

Aber auch hier war nichts von Margot zu erspähen. Und er hatte keine Minute freie, verfügbare Zeit, denn seine Trainer wie seine Freunde schienen sich nicht von ihm trennen zu wollen.

Im Hotel empfing man ihn mit einer Hochachtung, die wohltuend wirkte. Er war plötzlich eine Nummer geworden. Eine große Nummer sogar! Trotzdem schmeckte ihm das Essen nicht. Was war mit Margot? Sie hatte bestimmt versprochen zu kommen, und war nicht da. Er konnte sie unmöglich übersehen haben. Oder vielleicht doch?

Gegen Abend litt es James nicht mehr im Hotel. Er wußte die Adresse von Margots Verwandten. Schließlich war er kein Bettler, der um ein Almosen bat, wenn er dort Erkundigungen einzog. Ein Mietauto brachte ihn nach der Ifflandschen Villa. Eine hohe Mauer neidete den Blick in den Park. Dann zeigte sich ein mächtiges Gitter mit einer großen Rasenfläche dahinter.

Das Auto stand noch nicht ganz, als James Pick schon den Schlag öffnete. Von der Villa selbst war nichts zu sehen. Sie mochte hinter den Bäumen versteckt liegen, hinter deren Blattwerk auch der Fluß heraufglitzerte. James Pick legte den Finger auf den weißen Knopf an der Mauer und hörte ein leises Surren, das von einem Türöffner herrührte.

Während er den breiten Weg hinabschritt, tauchte eine Livree um die Ecke auf. James nahm eine Visitenkarte heraus und übergab sie dem Diener.

Das glattrasierte Gesicht verzog keine Miene. „Die Herrschaften sind verreist. Es ist noch unbestimmt, wann sie zurückkommen."

Pick wagte noch einen Anlauf. „Können Sie mir sagen, ob Fräulein Margot Iffland hier zu Besuch weilt?"

„Ein Fräulein Iffland? — Nein. Die Dame ist auch gar nicht angemeldet."

„Danke."

Als James wieder im Wagen saß, preßte er für Sekunden die Hände gegen die Schläfen. Um ihretwegen hatte er den Sieg ertrotzt! Um ihretwegen. — Und sie hatte ihn belogen!

Noch am gleichen Abend unterschrieb er einen Kontrakt, der ihn für sechs Monate nach Amerika verpflichtete. Ende der Woche gedachte er sich in Hamburg bereits einzuschiffen. Er wollte einen möglichst großen Abstand zwischen sich und die alte Welt legen.

James Pick hatte falsch kalkuliert, denn dieses Köln erwies sich als eine Circe, die ihn, ehe er sich's versah, vollkommen in ihre Netze verstrickte. Man gab ihm zu Ehren ein Festessen und lud ihn zu einem halben Dutzend sportlichen Veranstaltungen ein. Der Ruderverein hatte amerikanische Gäste, die neugierig auf den über Nacht berühmt gewordenen James Pick waren.

Eines Morgens erwachte er spät, mit zerberstendem Kopf, von unbestimmbaren Gefühlen gequält. Er saß auf dem Bettrand und hielt sich die Schläfen.

Nur langsam brach sich das Erinnern Bahn. Man hatte wieder einmal seinen Sieg gefeiert, und Margot war schuld daran, daß er sich vergessen, und von dem allgemeinen Taumel hatte hinreißen lassen.

Sekt und Wein, Austern, Kaviar und russisches Geflügel. Lauter Dinge, die den Menschen zwar nicht schlechter, aber dafür desto widerstandsloser machen. Und in einem solchen Stadium vollkommener Widerstandslosigkeit hatte er es geduldet, daß Ellen Pangs, die Tochter des amerikanischen Porzellankönigs, den Arm um ihn gelegt und mitten auf den Mund geküßt hatte . . . „Well, Sie gefallen mir! Ich werde meinem Vater ein Kabel schicken, daß ich einen Mann mit hinüberbringe. Meinen Mann. Einverstanden?"

Und er hatte „Ja" gesagt. Ein unüberlegt rasches „Ja" . . .

Und nun hatte er einen Katzenjammer, der so fürchterlich war, wie noch nie in seinem Leben. Der Kopf tobte. Der Magen rebellierte. Die Zunge lag trocken und brennend am Gaumen. Die Hände zitterten. Und wenn er die Füße aufstellte, stach es darin wie mit tausend Nadeln.

Ein verdammter Zustand war das! Dabei hämmerte sein Gewissen immerzu: Verlobt! — Verlobt! — Verlobt! —

Was wußte er eigentlich von dieser schwarzhaarigen Ellen Pangs? — Nichts, als daß sie ein forsches Mädel war, und einen großen, frechen Mund hatte. Jawohl, groß und frech! Das vermochten auch die schönen, weißen Zähne hinter den geschminkten Lippen nicht völlig wettzumachen.

Man hatte ihm gratuliert, und er, in halber Betrunkenheit, nahm alles mit einem Lachen entgegen: Verlobung und Glückwünsche. — Oh, Margot! Margot! Margot!

James preßte die Schläfen mit den Fäusten zusammen und warf plötzlich den Kopf in die zerwühlten Kissen. Was tat man denn, wenn man sich in halber Bewußtlosigkeit verlobt hatte? Zu Ellen Pangs gehen und sagen: „Es war nur ein Scherz! Ich habe das Ganze nur als Spielerei betrachtet. Sie sind wieder frei, wie auch ich wieder ungebunden zu sein wünsche."

Das gab einen Skandal, wie er noch keinen erlebt hatte, und seine Verbindung mit Amerika war ein für allemal erledigt.

Es konnte keinen größeren Schimpf geben für eine Frau, die liebte, als den, daß man sie an den Pranger stellte. Und das tat er, wenn er sein Wort nicht hielt. Denn sie selbst würde es nie und nimmer zurückgeben.

Oh, Margot! Margot! Margot! Er glaubte ihre leichte Gestalt wieder im Arm zu halten, fühlte ihre Hände wieder über sein Gesicht streicheln. Dann vermeinte er, ihr leises Weinen zu vernehmen, das ihn damals so erschüttert hatte, und wie sie sagte: „Weil ich dich so maßlos liebe!"

Im kleinen Salon nebenan klingelte das Telephon. Und wenn's ein König wäre! dachte James. Selbst wenn es Ellen Pangs sein sollte! Ich will jetzt in Ruhe gelassen werden.

„Herr Pick!" mahnte die Stimme des Etagenkellners, der lautlos eingetreten war und den gebürsteten Smoking über eine Stuhllehne legte. „Das Telephon!"

„Fragen Sie!" befahl Pick.

Dann horchte er auf und stürzte in der nächsten Sekunde durch die Portieren. „Margot!"

Der Etagenkellner wunderte sich nicht im geringsten, daß ihm das Hörrohr aus der Hand gerissen wurde und verschwand diskret.

„Margot!" keuchte James atemlos, als hätte er eben das Rekordschwimmen hinter sich. „Margot!"

Ihre Stimme klang dunkel aus dem Hörer: „Wann kann ich dich sprechen?"

„Warum hast du nichts von dir hören lassen, Margot?"

Er glaubte ein Aufweinen zu vernehmen. „Ich habe inzwischen meinen Vater begraben."

„Um Gott!"

„Heute früh habe ich von deiner Verlobung gelesen, James."

„Unsinn!"

„Alle Zeitungen berichten davon," beharrte sie.

„Ein Sektscherz, Margot! Wo kann ich dich treffen?"

Er mußte einige Sekunden warten, bis die Antwort kam. „Es dürfte ja eigentlich nicht mehr sein, James! Jetzt, wo du einer anderen gehörst!"

(Fortsetzung folgt am Samstag, den 29. Juni 1935.)

Roman-Blatt

Beilage zum Durlacher Tageblatt

Die Ifflandstöchter und ihre FREIER

ROMAN VON J. SCHNEIDER-FOERSTL

URHEBER-RECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

4

„O Gott, laß meinen Papa nicht sterben!" bat Luzie und hielt die Hände um den Knauf des Treppengeländers geschlungen. Gestern noch waren sie zusammen über die Felder geritten, und der Vater hatte ihr im Jungwald einen Wechsel gezeigt. Heute abend hatten sie auf den Anstand gewollt . . .

Von draußen war plötzlich nichts mehr zu hören, denn Klaudine hatte die Fenster geschlossen.

* * *

So ist das Leben!

Solange es im gleichen Trott dahingeht, nimmt man sich nicht Zeit, auch nur einmal im Jahr Zwiesprache mit seinen nächsten Angehörigen zu halten. Da saß man nun am Rhein und hatte Autos und Flugzeug, aber der Weg nach Haslbach, wo der einzige Bruder saß, war immer zu weit gewesen.

Und nun war die Nachricht gekommen, daß Kaspar im Sterben lag . . .

Hans Iffland selber hatte fahrige Hände, die dem Bedienten die Krawatte aus den Fingern rissen, und das Knopfloch des Kragens nicht finden ließen. „Hat meine Frau sich schon entschlossen, ob sie mitkommen will?" wandte er sich hastig an den hinter ihm hilfsbereit Stehenden.

„Die Zofe hat bereits Auftrag erhalten, zu packen, Herr Kommerzienrat."

„Sagen Sie, daß es eilt! — Hat Kölbe alles nachgesehen? — Herr von Wellisch soll noch einmal zu mir kommen."

Iffland schloß nachdenklich die Knöpfe seiner Weste. Da fuhr man nun im grauen Reiseanzug, um Kaspar nicht zu erschrecken, und der lächelte vielleicht über dieses Täuschungsmanöver, das keinen Zweck mehr hatte . . . Was wohl die neue Schwägerin sagen würde, wenn er sie nach kaum einem Vierteljahr Verheiratetsein schon wieder als Witwe zurückließ?

Ein leichter Luftzug veranlaßte Iffland, sich umzusehen. Seine Frau war eingetreten. „Du bist schon bereit, Maria?"

Die noch immer schöne Frau nickte. „Wie lange warst du eigentlich nicht mehr in Haslbach?"

„Sechs Jahre ungefähr."

„Mein Gott, so lange! Ich finde, daß man sich herzlich wenig um die Verwandten gekümmert hat."

„Leider!" stimmte er zu und bekam dabei verschleierte Augen.

Sie trat ganz nahe an ihn heran und strich teilnehmend über seinen Arm. „Vielleicht ist es gar nicht so schlimm, Hans. Wenn aber — — dann könnten wir möglicherweise etwas von unserem Versäumnis gutmachen. Ich würde gern eine von den Nichten zu uns nehmen, als Gast — auch als Tochter, wenn du willst."

„Wie gut du bist, Maria."

„Das ist doch nur selbstverständlich." Sie trat auf den Balkon, denn Herr von Wellisch, der Privatsekretär ihres Mannes, kam eben ins Zimmer, und sie hatte jetzt keinerlei Interesse für Geschäfte. Ihre Gedanken eilten in diesen Augenblicken weit weg von Köln zu dem Sohn, der auf einer Amerikareise begriffen war. Er würde nicht zur Beerdigung kommen können.

„Schrecklich," dachte sie. „Nun ist mir die Beerdigung schon eine gegebene Tatsache geworden . . ."

Der Rhein trug im Glanz der sich neigenden Sonne seine Wellen und Wölkchen in zartes Rosa getaucht. Ein Dampfer fuhr vorüber und zog eine schwarzgraue Rauchfahne hinter sich her. Dick und dunkel legte sie sich in breiten Schwaden über das Wasser. Das deutete auf Regen. Auch die Weinberge standen unwirklich nahe und zeigten nichts von dem feinen Hauch, der Beständigkeit des schönen Wetters verhieß.

Maria Iffland wandte den Kopf nach rückwärts und hörte, wie die beiden Männer noch immer miteinander konferierten. Wie doch der Mensch, solange er lebt, mit allem was Geschäft heißt, bis ins Innerste verstrickt ist. Da lag drüben in der bayrischen Heimat der einzige Bruder im Sterben, und nicht einmal in dieser Stunde gehörten ihm die Gedanken seines nächsten Verwandten voll und ganz.

Endlich vernahm sie, wie der Sekretär sagte: „Es wird alles, wie Sie es bestimmt haben, geregelt werden, Herr Kommerzienrat. Gestatten Sie, daß ich Ihnen und der gnädigen Frau eine gute Reise wünsche."

Aus einem Seitenweg des Parkes kam ein Mann im Lederdreß, die Brille über der Kappe hochgeschoben. Es war Kölbe, der Pilot: Etwas jung, etwas selbstsicher, aber sehr zuverlässig. Das Letztere hatte bei seiner Wahl den Ausschlag gegeben.

„Bereit?" rief Frau Maria hinunter und sah an der Art, wie er die Hand an die Mütze legte, daß man jederzeit starten konnte.

Als man zehn Minuten später vor dem wartenden Flugzeug stand, wehte bereits Westwind, und Iffland sah besorgt nach der schwarzen Wolkenwand, die sich hinter den Weinbergen hochschob. Kölbe schenkte ihr keinen Blick.

„Sie rechnen wohl, daß das Wetter abzieht?" fragte Iffland und zögerte, den Fuß auf die eiserne Leiter zu setzen, die zur Kabine führte.

„Kaum! Aber es hat nichts zu sagen, Herr Kommerzienrat."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Ich habe meine Frau mit," erinnerte Iffland und sah nach der schlanken Gestalt, der Pilot Kölke eben auf den Sitz half. „Sie spielen doch nicht mit unserem Leben, wie?" äußerte er, merkwürdig erregt.

„Nein, Herr Kommerzienrat. Ich habe alles in Betracht gezogen. Ich nütze den Wind, solange es geht und nehme die schnurgerade Richtung stromabwärts. Dann erst biege ich nach Süden ab. In zweieinhalb Stunden denke ich es zu schaffen."

„Also gut!"

Es saß sich bequem in der großen Kabine. Eng aneinandergedrückt hielten Iffland und seine Frau sich an den Händen. Man hatte so wenig Zeit für einander: Das Werk, die Gesellschaften, die Reisen; Iffland fand, daß einem dieses ewige Jagen nach dem Mammon die schönsten Stunden wegnahm. Eigentlich genügte das, was er besaß, ja schon lange, hätte bereits genügt, als er Maria heimführte. Aber da waren tausend Rücksichten zu nehmen und seine eigene, persönliche Tüchtigkeit zu beweisen.

Er warf einen Blick durch das Kabinenfenster und sah, daß man den Rhein längst hinter sich hatte. Unten qualmte jetzt Schlot an Schlot. Gelb und verrußt ... die Luft unter dem Flugzeug. Plötzlich machte die Maschine einen Sprung in die Tiefe. „Hans!" Frau Marias Kopf sank schwer gegen die Schulter ihres Gatten.

Kölke hatte den Schrei gehört und zeigte, sich umdrehend, ein beruhigendes Lächeln.

„Er schafft es schon," sagte jetzt Iffland tröstend. „Eine Stunde noch."

Sie flogen jetzt längs der Eisenbahnlinie, auf der ein Zug im Schneckentempo ostwärts schlich. Aus dem Gestänge der elektrischen Leitung zuckte ab und zu ein Blitz auf: Gelb und kupfern. Schon nach Minuten war die schwarze Schlange unten überholt. Fast gleichzeitig wandte Kölke sich nach der Kabine zurück und schrie: „Wenn sich Herr Kommerzienrat nun etwas orientieren wollen!"

Orientieren? Das war schwer. Unten dehnten sich die Vorberge. Eben glänzten, die Wälder standen als grüne Oasen in dem Gelb der Landschaft. Dann kamen die Hauensteine(?) in Sicht. Jetzt wußte Iffland Bescheid. „Rechts ab!"

Der Vogel wendete augenblicklich. Das schwarze Gewölk war nach Süden weggezogen. Eine reine, azurblaue Glocke hing jetzt über ihnen. Kölke ging auf hundert Meter herab. Ifflands Blick wurde wie der eines Falken: Ein langgestrecktes Rechteck, von einem dunklen Streifen Wald umrahmt, der einen Bergrücken hinauflief. „Das ist Hallbach!" rief er laut nach vorn.

Drei Augenpaare suchten nach der Tiefe und blieben an dem Mittelturm haften. Iffland wandte unwillkürlich das Gesicht zur Seite:

Die Fahne unten wehte auf Halbmast . . .

Man war zu spät gekommen!

* * *

Lauter fremde Gesichter, dachte Hans Iffland wehmütig, als er, von seinem Zylinder überschattet(?), einen Blick über die Trauerversammlung warf, die sich vor dem offenen Grabe versammelt hatte.

Es regnete leise auf Werner Ifflands Sarg und die vielen Kränze mit den mächtigen Schleifen. Die Rosen ließen die Köpfe hängen und hatten glitzernde Tropfen an ihren Blättern. Hans' Blicke streiften ein paarmal das Gesicht der Schwägerin, das unter einem durchsichtigen Schleier verborgen lag. Sie ist schön, urteilte er. Dann glitten seine Augen über die schlanken Gestalten der Nichten. Würde ihnen Roland(?) und eine Stiefmutter gegeben haben, wenn er gewußt hätte, wie bald er abberufen werden sollte?

Hallbach war soviel wie ihr Eigentum. Drei Töchter und einen Sohn angeheiratet zu bekommen, war immerhin keine Kleinigkeit.

Er schämte sich, daß er keine Andacht finden konnte. Immer wieder schweiften seine Gedanken zu den irdischen Dingen, die ihn bewegten. Seiner Frau schien es ebenso zu gehen. Deren Blick lag grübelnd auf Luzies Antlitz, das weiß und starr unter dem Trauerschleier schimmerte.

Ich kann nicht mehr weinen, dachte Luzie und fühlte zugleich Hände und Füße taub werden. Sie taumelte und wurde unversehens von einem Arm gestützt.

Da sprach der Geistliche das „Amen".

Noch immer lag die Hand fest unter ihrem Ellenbogen. „Es ist gleich vorüber," hörte Luzie sagen. „Soll ich dich wegbringen?" Und als sie verneinte und dabei den Kopf ein wenig wandte, erkannte sie in halber Bewußtlosigkeit Bob.

„Du!" murmelte sie aufschluchzend. „Du!"

Er hatte die Reise von Paris her nicht gescheut. — Die große, weite Reise! Sie weinte nun aus Trauer und Rührung zugleich. Er mußte erst im letzten Augenblick gekommen sein, denn heute morgen war er noch nicht dagewesen. Er war doch ein guter Bruder. Ja, ein Bruder! Sie bereute jedes häßliche Wort, das sie ihm einmal gesagt hatte.

Außerdem war es so tröstlich, daß die Stiefmutter ihnen zur Seite stand. Sie hatte für alles gesorgt: Für die Beerdigung, das ganze Drum und Dran der Leichenfeier, das große Essen, das man der Sitte gemäß den Gästen geben mußte, die Trauerkleider und was es sonst noch alles zu erledigen gab. Nichts hatte sie den Schwestern aufgebürdet. Wohl hatte Klaudine öfter gefragt: „Kann ich dich nicht ein wenig entlasten, Henriette?"

Aber die Stiefmutter hatte nur den Kopf geschüttelt: „Ihr sollt an nichts denken, als an euren toten Vater, mein Kind."

Und auch diesem schweren Tag folgte ein Abend und eine Nacht, die sich mit mächtigem Licht über Hallbach herabsenkte. Luzie lag in ihrem Bett und sah mit verschwollenen Augen nach der Zimmerdecke, die einen fahlen Schimmer zurückwarf. Als die Tür ging, gab sie sich den Anschein, als schlafe sie. Sie wollte nichts, aber auch gar nichts mehr gefragt werden, auch keinen Trost mehr hören. Wer es auch sein mochte, niemand sollte jetzt eine Antwort von ihr erhalten.

Eine Hand strich behutsam über ihre Schultern, und ein mühsam unterdrücktes Weinen klang durch das Zimmer. Da schlug Luzie doch die Augen auf und hob die Arme nach Klaudine, die sich über sie herabneigte.

„Ach Klaudia, wein' doch nicht so! Ich bitte dich, Klaudi! Das bricht einem ja das Herz ab. — Du wirst sehen, ich versprech' dir's, Klaudia. Beim Andenken an unseren armen Vater versprech' ich's dir, ich werd' jetzt anders, ganz bestimmt."

Klaudine saß auf dem Bettrand und hielt den Kopf auf die Brust gesenkt. „Ich möchte so gern noch etwas mit dir besprechen. Aber du mußt recht vernünftig sein."

„Ganz vernünftig," versprach Luzie. „Leg dich doch ein bißchen zu mir herein, Klaudine. Du frierst ja."

Die Ältere rührte sich nicht. Dann begann sie stockend zu sprechen, und als sie geendet hatte, sah Luzie starr und ungläubig in das tränenüberrieselte Gesicht der Schwester. „Ausgeschlossen! Lieber geh ich ins Wasser!"

„Kleines!" beschwichtigte Klaudine erschrocken. „Sie meint es doch so gut mit dir. Alle meinen wir es gut mit dir."

„Das merke ich! Weil ihr über mich hinweg alles gleich fest abgemacht habt," weinte Luzie auf. Und als Klaudine wieder den Kopf senkte, richtete sie sich heftig empor. „Kaum ist Vater tot, sucht ihr mich schon loszuwerden! Das hätt' ich nicht von dir gedacht, Klaudine!"

„Wir können doch nicht alle drei hier sitzen bleiben, Luzie!" Und als sich die Jüngste verzweifelt gegen ihre Brust warf, streichelte sie unaufhörlich deren blondes Haar. „Ich muß dann eben Henriette sagen, daß du nicht willst."

„Nein! Nein! Nein! Ich will nicht! Nicht mehr, Klaudia, du machst es ihr klar? Ich will ganz einfach nicht. Ich bleibe hier."

Sie hörte das Lachen der Schwester und verlegte sich aufs Schmeicheln: „Was soll ich denn in einem Stift? Sag' doch selber, Klaudia. Da geh ich doch gar nicht hinein! Die werfen mich ja schon nach drei Tagen wieder heraus, wenn sie mich überhaupt so lange behalten. Hier kann ich doch viel nützlicher sein."

„Wie denn?" lächelte Klaudine müde.

„Oh," meinte Luzie, von jähem Hoffen erfüllt, „ich bringe der Stiefmutter Hasen und Rebhühner für die Küche, den ersten Bock und alles Fischzeug, das wir brauchen. Du weißt auch, wie oft ich zur Stadt geritten bin, wenn gerade etwas benötigt wurde. Ihr würdet erst sehen, wie ich euch abgehe, wenn ich einmal fort bin. Ihr könnt einfach gar nicht auskommen ohne mich."

„Im Stift hättest du es viel schöner," wagte Klaudine noch einmal einen Vorstoß. „Unter jungen Damen deines Alters."

„Ach!" machte Luzie. „Aus jungen Damen habe ich mir nie viel gemacht! Junge Hunde sind mir entschieden lieber."

„Schlaf jetzt," bat die Schwester. „Es muß ja nicht schon morgen sein. Nur das eine," sie beugte sich erst tief(?), ehe sie weitersprach: „Ich fühle mich so bedrückt, wenn wir alle drei Henriette zur Last fallen. Aber es wird sich schon ein Ausweg finden. Gute Nacht, Kleines!"

Sie küßte Luzie und verließ mit leisen Schritten den Raum. —

* * *

Ueber dem Treppenhaus lag ein breiter Streifen helles Mondlicht. Er lief über die Stufen hinab und bildete unten eine silberne Lache, über den gespenstige Schatten hinhuschten. Sie stammten von dem Blätterwerk draußen, das vom Wind hin und her bewegt wurde.

Jetzt, wo alles so voll Ruhe und lautloser Stille war, fielen die Gedanken über Klaudine her wie Wölfe. Der Vater hatte gar nichts mehr zu regeln vermocht. Dem ersten Schlaganfall war gegen Abend noch ein zweiter gefolgt, der ihn vollkommen lähmte und Zunge und Gehirn nicht mehr zur Tätigkeit kommen ließ.

Henriettes Hypothekengelder lasteten auf Hallbach wie ein Berg, den sie niemals würden abtragen können. Woher nahm man hundertfünfzigtausend Mark, wenn die Stiefmutter über Jahr und Tag ihr Kapital zurückverlangen sollte? Und wer verzinste ihr das viele Geld? Solange der Vater gelebt hatte, war das sein und ihr gemeinsames Eigentum gewesen. Aber jetzt?

Das Mondlicht tastete der Einsamen über Schultern und Rücken und warf einen fahlen Schimmer über ihr schwarzes Kleid. Man mußte verdienen gehen . . . Sie schauerte zusammen, nicht aus Furcht, sondern aus dem Bewußtsein des Unvermögens heraus. Verdienen! Womit? Sie sah auf ihre Hände und ließ sie betrachtend auf dem braunen Knauf des Geländers ruhen.

Was konnten sie denn leisten, diese schmalen, schlanken Finger, die noch nie eigentliche Arbeit verrichtet hatten? Daß sie singen konnte, daran dachte Klaudine jetzt kaum. Singen! Wo sie noch nicht einmal ganz mit der Ausbildung fertig war. In Tingeltangel oder Kabaretts auftreten? Sie schüttelte sich.

* * *

Am anderen Morgen hatte Klaudine tiefumrandete Augen und schlich davon, als sie ihre Tante Maria auf Luzie zutreten sah. Die Tante legte den Arm um die Schultern der jüngsten Nichte und zog sie mit sich fort. „Möchtest du mit mir an den Rhein kommen, Luzie?"

Der Blondkopf des Mädchens hob sich überrascht und sank jedoch wieder herab. „Ich müßte erst etwas lernen, Tante."

„Was denn zum Beispiel?"

„Du hast doch gewiß eine Menge Arbeit in deinem großen Haus: Staubwischen, Fensterputzen, in der Küche helfen und so. Ich müßte es eben lernen. Dumm stelle ich mich ja eigentlich nicht an. Nur faul bin ich immer gewesen."

„Du bist ja auch noch so jung," tröstete Maria Iffland.

Luzie seufzte auf. „Richtiger ist es, wenn du die Margot mitnimmst, Tante."

„Die Margot? Warum denn?"

„Weil — siehst du, Tante" — es erfolgte ein zweiter Seufzer, „die Klaudine und ich machen uns schon nützlich hier, daß uns Henriette wenigstens nicht umsonst zu füttern braucht. Aber die Margot — — es ist eigentlich häßlich, wenn ich es sage — aber ich sag's ja nur dir, und du erzählst es niemand: Die Margot taugt zu gar nichts."

Maria Iffland mußte ein Lächeln unterdrücken. „Und deshalb soll ich sie mitnehmen, Luzie?"

„Ja, eben deshalb, Tante."

Daß die Tante an ihren Lippen nagte, fiel Luzie gar nicht auf. „Ich fürchte, daß Margot sich bei mir langweilen wird."

„Oh, gar nicht!" widersprach ihr Luzie eifrig. „Die unterhält sich schon! Wasser habt ihr ja und sonst braucht sie nichts. Sie schwimmt doch leidenschaftlich gern und rudert, und ihr habt doch den Rhein so nahe. Vielleicht findet sich dann drüben bei euch auch irgend so ein verrücktes Huhn, das partout eine solche Frau will. — Glaubst du nicht, Tante?"

„Vielleicht." Maria Iffland nahm mit beiden Händen den Kopf der kleinen Nichte und küßte sie mitten auf den weichen Mund.

„Nimmst du sie mit?" fragte Luzie, als ihre Lippen wieder freigegeben wurden.

„Gern! Aber dich möchte ich auch dabei haben, mein Kind."

„Das geht leider nicht, Tante," wurde ihr Anerbieten abgelehnt. „Ich kann die Klaudine nicht allein lassen, denn die Henriette hält es ja doch nicht hier aus, ich meine im Winter, wenn es so zum Heulen einsam ist, und man gar keine Ansprache hat. Du hast ja keine Ahnung, Tante, wie still es dann hier wird. Einfach zum Fürchten! Man kann die Flöhe im Teiche(?) husten hören. Was sollte da Klaudia allein? Die heult sich ja die Augen aus. Und sie muß doch auch jemand haben, der sie beim Singen begleitet. Gut geht es ja nicht. Aber so ein wenig gelingt es mir schon. — Also, du kannst nur die Margot allein haben. Die genügt dir auch vollständig."

Nach dieser Zwiesprache hatte Maria Iffland eine eingehende Unterredung mit Frau Henriette und Klaudine. Dann folgte eine Aussprache mit Margot. Sie währte nicht halb so lang wie die mit Luzie. Margot griff mit beiden Händen zu. Am Rhein war James Pick! Vielleicht traf man sich dort. Ueber den Tod des Vaters hatte sie seine Briefe noch gar nicht beantwortet. Sie konnte ihm nun mündlich über alles berichten.

* * *

Am Samstag abend kam der große Tourenwagen, der die Ifflands nach Köln zurückbringen sollte. Sonntag, am frühen Morgen, fuhr man ab. Luzies blasse Wangen sprachen von dem Abschiedsschmerz um die Schwester. Und als dann der Wagen außer Sichtweite war, und nur noch eine graue Staubwolke die Richtung zeigte, die er genommen hatte, klammerte sie sich an Klaudine und jammerte.

„Nun ist eine von uns gegangen, Klaudine! — Nun wird es nie wieder so werden, wie es gewesen ist!"

* * *

Das Rheinufer war schwarz von Menschen. Das kölnische Temperament ging mit jedem einzelnen durch.

„Geradewegs gelacht, wenn er's nicht schaffen würde! — Wer? — Riebling? — Ha! An ihn kann keiner ran! — James Pick? Der? — Gar nicht vergleichbar! James Pick hat Muskeln, jawohl, aber Riebling ist aus Stahl! Aus Stahl, jawohl!"

„Hurra, Riebling! Hurra!"

„Heraus, James Pick! — James Pick, 'raus! — Hurra, Riebling!"

Dessen Getreuen standen so dicht am Ufer, daß sie jeden Augenblick gewärtig sein mußten, ins Wasser zu purzeln. Schreien, Klatschen, Brüllen, Trompeten erfüllten die Luft.

Es regnete leicht. Feinstrahlig sickerte es vom Himmel und vermehrte die Ungeduld der Wartenden. Das ganze Augenmerk war auf die beiden Köpfe gerichtet, von denen der eine in grüner, der andere in gelber Haube dem Endziel zustrebte.

Die grüne Haube legte sich sekundenlang weit zurück. Zwei tränenumrandete Augen suchten über das Ufer hin. Nichts zu finden. Die Menge zählte nach Tausenden. Dann biß James Pick die Zähne wieder aufeinander. — Es mußte glücken! Ruhig!

„Hurra! James! Tschu-upp! — Hurra! James! Tschu-upp! — Tschu-upp!"

Vorüber.

„James Pick! — James Pick!" Wie im Ruderschlag brüllte es vom Ufer her. Und wieder: „James Pick! James Pick!"

Er riß die Augen auf. Die gelbe Haube? — — Er schnellte voran. Nichts zu sehen. Also mußte sie hinter ihm sein, denn auch neben ihm war sie nicht zu entdecken.

Seine Arme fielen wie Schaufeln in die Wellen. Raubfischartig schoß sein Körper dahin. Er war nur

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg